

Wir brauchen (keine) Hilfe

Natürlich brauchen wir Hilfe – nicht immer, aber oft.

Natürlich brauchen wir keine Hilfe – oft, meistens, je nach Lage der Dinge.

Beide Sätze stimmen, auch wenn sie sich gegenseitig auszuschließen scheinen. Es kommt eben auf die Situation an. Ein kleines Kind, das die Arme an der Mutter hochreckt und immer wieder »Hoch – hoch!« ruft, möchte auf den Arm genommen werden. Es signalisiert: Ich brauche Hilfe. Dasselbe Kind bastelt eine halbe Stunde später an irgendeinem Spielzeug herum und sagt barsch: »Lass – alleine«. Das heißt: »Mama, halt dich raus, ich mach das allein.«

So gemischt ist nicht nur das Leben von Kleinkindern. Ähnliches können wir auch in Krankenhäusern oder Altenheimen erleben. Die einen bestehen darauf, ihr Leben über das Sinnvolle hinaus selbst zu organisieren, die anderen legen den Klingelknopf kaum aus der Hand. Es hat wohl einiges mit dem Naturell des Einzelnen zu tun.

Die Frage, wie es denn grundsätzlich um den Menschen bestellt ist, kann mit Blick auf die Einzelfälle kaum beantwortet werden. Es ist nicht nur die Vielzahl der Einzelfälle, die eine Antwort schwer macht, sondern auch ihre Vielgestaltigkeit. Fänden wir also nach einer grundsätzlichen Antwort.

In der Bibel werden wir schnell fündig. Auf den ersten Seiten lesen wir, dass Gott sagt: »*Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei*« (1Mo 2,18). Das ist ein erstaunliches Werturteil über sein eigenes Tun. Es heißt ja: Was ich bis jetzt geschaffen habe, ist noch nicht perfekt; für sich genommen vielleicht, aber irgendwie im Ganzen noch nicht. Der Status des Alleinseins kann also noch nicht der endgültige Lebenszustand sein. Welchen Sinn hat zum Beispiel die Sprache, wenn niemand da ist, der zuhört? Wer hält das Bäumchen fest, wenn Adam ihm die Erde festdrücken möchte?

Man erkennt leicht, dass der Satz »*Ich will ihm eine Hilfe machen*« ein sehr weitreichender Satz ist. Er beschreibt indirekt die Situation des Menschen als eines Wesens, das für sich genommen »fertig« ist, aber allein gelassen nicht gut zurechtkommt. Er braucht

Hilfe – vielleicht nicht immer, aber sehr oft. Er schafft mehr, wenn ihm jemand assistiert. Es ist eben nicht gut zurechtkommen, so ganz allein. Die Bibel sagt selbst: »*Zwei sind besser daran als einer ... und eine dreifache Schnur zerreißt nicht so bald*« (Pred 4,9a.12b). Das trifft schon auf das Leben im Garten Eden zu.

In diesem Sinne also wäre der Mensch nicht vollkommen – wenn man der Vorstellung anhinget, dass er nur dann vollkommen sei, wenn er alle Probleme aus eigener Kraft lösen können müsste. Offensichtlich ist es aber nicht so. Das wäre ja schon fast eine gottgleiche Fähigkeit. Der Mensch braucht (schon mal) Hilfe, wenn er mit seinem irdischen Leben zurechtkommen will, Hilfe beim Sprechen- und Lauflernen, Hilfe bei unendlich vielen Anforderungen, die im Laufe seines Lebens an ihn herangetragen werden und denen er so ohne weiteres nicht gewachsen ist.

Der Anthropologe Arnold Gehlen hat insoweit recht, wenn er den Menschen als ein »Mängelwesen« beschreibt. Aus der Hand Gottes tadellos hervorgegangen, braucht er noch vieles, um in der Welt zurechtkommen. Sein Gehirn ist von Geburt an ein wahres Wunderwerk. Aber es muss gefüttert werden mit Nahrung und mit komplexen Informationen. Er braucht ferner Kleidung, Unterkunft und Schutz vor Gefahren. Nur wenn er das hat, wird er überleben und kann sich zu dem entwickeln, was er werden soll (vgl. Hebr 6).

Der Mensch braucht also Hilfe, er braucht sie in-

tensiver als alle Tiere. Lämmer von Schafen oder Ziegen laufen schon kurz nach der Geburt mit der Herde. Der Mensch braucht dazu ein Jahr. Er »kann« es nicht von Anfang an, aber er kann es »lernen«. Dazu braucht er »Hilfe«.

Michelangelo macht das deutlich auf seinem Bild von der Erschaffung Adams. Die Hand links ist ziemlich kraftlos. Der, dem sie gehört, scheint kaum den Arm hochzukriegen, Kraftlosigkeit bis in die Fingerspitzen. Dass die Hand aber immerhin ausgestreckt ist, verweist auf einen dahinterstehenden Willen. Wenn er sprechen könnte, würde er vielleicht sagen: »Hilf mir, ich bin so schwach!«

Der andere Arm signalisiert das Gegenteil. Energie mit Lässigkeit gepaart. Der ausgestreckte Zeigefinger nicht angestrengt gerade, sondern entspannt und doch voller Kraft. Er nähert sich der schlaffen Hand. »Gleich springt der Funke«, denkt der Betrachter vielleicht. »Dann geht die göttliche Kraft auf das Geschöpf über.« Der Odem Gottes als die entscheidende Hilfe zur Menschwerdung.

Der Mensch wurde von Gott nicht als Wesen geschaffen, das ständig und bei allen Aufgaben auf Hilfe angewiesen ist, sondern als ein schöpferisches (!) Wesen, das sein Leben in eigener Verantwortung gestalten kann und auch soll. Das ist die hohe Stellung, die Gott seinem Geschöpf mitgegeben hat. In ihr lässt

sich viel über den Charakter Gottes erkennen. Es ist die »Gottesebenbildlichkeit« des Menschen, die in seinem Tun und Wirken zeichenhaft erkennbar wird. Und so wäre es geblieben, wenn nicht der Sündenfall geschehen wäre.

Der große Schatten der Sünde fällt nun auf alles menschliche Leben, aus dem es sich selbst nicht mehr befreien kann, sondern jetzt bedarf es sogar in zweierlei Hinsicht der Hilfe. Einmal braucht der Mensch Erlösung, zum anderen braucht er Hilfe im Einzelnen seines Lebens. So vieles, was er plant und auf den Weg bringt, misslingt. Er ist eben nicht Herr der Dinge. All das rührt an sein Verständnis von sich selbst. Wo ist denn jetzt der souveräne Herrscher über die Bedingtheiten des Lebens? Er braucht Hilfe!

Das ist eigentlich mit dem Bild, das der Mensch von sich selbst hat, nicht zu vereinbaren. Weil es so ist, fällt es ihm in der Regel auch schwer, nach Hilfe zu rufen.

Aus derselben Ichbezogenheit heraus ist die Bereitschaft, anderen zu helfen, ebenfalls unterentwickelt. So ist er also in doppelter Weise an sich selbst gefesselt, kann aus falschem Stolz nicht nach Hilfe rufen und auch keine Hand frei machen für den anderen, den Nächsten. Hans Erich Nossack (1901–1977), ein christlicher Dichter der Nachkriegszeit, hat das beeindruckend dargestellt:





Rief da ein Mann?

Zur Nacht, weil alle Menschen schliefen,
rief da ein Mann? O wie er rief!
Zweimal! Zwei Rufe, die mich riefen.
O Trägheit, dass ich weiterschliefe.

Vom Flusse her ein wildes Klingen
zweimal, und dann war wieder Nacht.
Und ich verschief das Hilfebringen
zweimal und bin nicht aufgewacht.

Bin nicht vom Lager aufgesprungen
zur Tür und fragen, was es sei.
Ich schlief, ich schlief, bis es verklungen.
O der du nach mir riefst, verzeih.

Heut Morgen kommen sie und fragen:
Wer rief und hat die Nacht gestört?
Rief man nach Gott? Und ich muss sagen:
Ich schlief und habe nichts gehört.

Es war nicht Gott, dem es geglont,
ich war es, den ein Bruder rief.
Zwei Rufe, die zum Bruder wollten
vom Bruder, und der Bruder schlief.

Es rief, damit es mich erwecke,
zur Nacht zweimal vom Flusse her:
O Mensch, wie liebst du deine Decke,
dein Bett und deinen Schlaf so sehr.

Wie dumpf und stumpf ist dein Gewissen,
wie satt und matt du im Erhörn!
Ach, dass erst Schüsse fallen müssen,
aus deinem Schlaf dich aufzustörn.

Ja, ich bin träg und taub geschaffen
und ließ dich letzte Nacht allein.
Heut Nacht werd ich gewiss nicht schlafen;
heut, Bruder, muss ich selber schrein.

Anderen nicht helfen und sich selbst nicht helfen lassen – das ist die Falle, in die der Mensch durch die Sünde geraten ist, die Sackgasse. Er muss umkehren, die Richtung seines Lebens ändern. Er muss sich durch das Evangelium über seinen Zustand aufklären und sich die Kraft schenken lassen, aufzustehen und sein Bett auf sich zu nehmen. So wird ihm geholfen, und er selbst wird zum Helfer.

Karl Otto Herhaus